Auf Leben und Tod.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

Der entsetzlich correkte Herr im schwarzen Gehrock und spiegelblanken Cylinder hatte sich wieder empfohlen, und Dr. Ewald Brandner sank auf das Sopha seines Hotelzimmers mit der schmerzlich resignirten Miene eines Menschen, der sich von geheimnißvollen und unfaßbaren, aber unbezwinglichen und unerbittlichen Mächten überwältigt sieht. Ihm, den Friedfertigsten und sanftmüthigsten aller Erdensöhne, hatte man in aller Form zum Zweikampf gefordert, sofern er sich nicht unverzüglich dazu verstände, den blutdürstigen Widersacher schriftlich um Verzeihung zu bitten. Um Verzeihung — wofür? Für eine Beleidigung, an die des Doktors ahnungslose Seele nicht die leiseste, dunkelste, schattenhafteste Erinnerung bewahrte, und die nach allem, was der correkte Herr gesagt hatte, doch schauderhafte Wirklichkeit sein mußte. Dr. Brandtner stützte den empfindlich schmerzenden Kopf in beide Hände und bemühte sich, sein widerspänstiges Gedächtniß zur Wiederaufnahme der pflichtgemäßen Verrichtungen zu stacheln. Um durch logische Aneinanderreihung der Einzelheiten zu dem ersehnten Resultat zu gelangen, fing er damit an, den gestrigen Tag der ganzen Länge nach in seiner Erinnerung erstehen zu lassen. Und die Bilder, die sich dabei vor seinem Geiste aufrollten, ließen an Klarheit und Schärfe nicht das mindeste zu wünschen übrig. Er gedachte der köstlichen Morgenstunden, die er am Strande in Gesellschaft der bezaubernden Frau von Simbach verlebt hatte, und er vergaß aller körperlichen und seelischen Leiden, so lange er bei dieser Vorstellung verweilte. Denn Frau von Simbach, die liebenswürdigste, schalkhafteste, entzückendste aller jungen Wittwen, hatte seit einer Reihe von Tagen von seinem Herzen so vollständig Besitz ergriffen, daß darin absolut für nichts anderes mehr Raum blieb, sobald erst einmal das Stichwort gefallen war, das ihr süßes Bild hervorzauberte.

Noch ahnte sie seiner Ueberzeugung nach nichts von der vulkanischen Temperatur seiner Gefühle, und wie oft er sich auch um seiner ängstlichen Zurückhaltung willen einen Feigling gescholten, in diesem Augenblick war er ihrer beinahe froh. Denn ob er nun nach Verlauf von achtundvierzig Stunden ein Ermordeter oder ein Mörder sein würde, in keinem von beiden Fällen konnte seine Person für Frau Gerda von Simbach noch irgend welchen Werth besitzen. Das Bewußtsein, den sonnigen Frieden ihrer Seele durch kein unbedachtes Wort des Geständnisses gestört zu haben, mußte ihm also in seiner gegenwärtigen, namenlos traurigen Lage eine gewisse wehmüthige Genugthuung bereiten. — Mit Anstrengung seine Gedanken von der holden Gestalt der Angebeteten losreißend, fuhr der Doktor in der Rekapitulation des verwichenen Tages fort. Um elf Uhr war er behufs Rücksprache mit einem dortigen Rechtsanwalt in die nahegelegene Stadt gefahren, und am frühen Nachmittag war er mit der Eisenbahn in das Seebad zurückgekehrt. Auch in Bezug auf diese Dinge funktionirte sein Gedächtniß noch vorzüglich. Er besann sich zum Beispiel eines charmanten jungen Herrn, in dessen Gesellschaft er die Rückfahrt gemacht und mit dem er sich während des kurzen Beisammenseins viel herzlicher angefreundet hatte, als es sonst bei derartigen flüchtigen Eisenbahn-Begegnungen zu geschehen pflegt. Zwar war es nicht einmal zu einer gegenseitigen Vorstellung gekommen, aber sie hatten sich im Verlauf ihrer lebhaften Unterhaltung als congeniale Naturen mit nahezu wunderbarer Uebereinstimmung des Denkens und Empfindens erkannt, und sicherlich würde dies erste zufällige Zusammentreffen mit der Verabredung eines baldigen Wiedersehens geendet haben, wenn Dr. Brandner nicht auf dem Bahnhofe sogleich von einigen sehr geräuschvoll auftretenden Bekannten mit Beschlag belegt worden wäre. Er hatte den angenehmen jungen Herrn dabei aus den Augen verloren, um ihm, wie er sich jetzt mit einem tiefen Seufzer sagte, wahrscheinlich nie mehr zu begegnen. — Weiter! — Der Nachmittag hatte ihm nichts sonderlich Bemerkenswerthes mehr gebracht. Aber der Abend — o dieser Abend!

Eine jener verhängnißvollen Fügungen, durch die das Schicksal zuweilen erbarmungslos in ein friedliches Menschenleben eingreift, hatte einen alten Bekannten aus der lustigen Studentenzeit, den Ingenieur Helbig, zu eintägigem Aufenthalt in das Seebad geführt; sie waren einander auf dem gewohnten Abendspaziergang des Doktors begegnet, und Brandner hatte unmöglich nein sagen können, als der immer fröhliche und immer durstige Ingenieur ihn zur Theilnahme an einer Feuerzangen-Bowle eingeladen, die angeblich kein Mensch auf der Welt so meisterhaft zu brauen verstand als eben dieser unglückselige Helbig. In einem Nebenzimmer der Strandhalle hatte das Gelage stattgefunden, und schon die lohrenden Schmerzen in seinen Schläfen würden den Doktor heute mit der Gewißheit erfüllt haben, daß dies in seinem Leben die erste und die letzte Feuerzangen-Bowle bleiben würde, an der er mitgetrunken. Er war dem Alkohol immer aus dem Wege gegangen, weil etliche trübe Erfahrungen der Studentenjahre ihn hinlänglich über seine geringe Widerstandsfähigkeit belehrt hatten; aber der liebliche Wohlgeschmack des gestern tredenzten Getränkes und Helbigs treuherzige Versicherungen hinsichtlich seiner Harmlosigkeit hatten Ewald Brandners Grundsätze zu seinem Verderben in's Wanken gebracht. Er hatte nicht eben übermäßig gezecht, für einen ausgepichten Trinker wäre es sogar jämmerlich wenig gewesen; aber er hatte dann doch plötzlich gespürt, daß es für seine Verhältnisse schon zu viel gewesen sei. Ein nebelhafter Schleier hatte sich jählings über seine Umgebung gebreitet, die Strandhalle hatte alle Eigenthümlichkeiten eines von hohem Seegang bewegten Schiffes angenommen, und eine unsichtbare Scheere hatte alle Fäden logischen Denkens in Dr. Brandner's Gehirn zerschnitten. Mit der Erinnerung an diesen schrecklichen Moment war und blieb es unwiderruflich Schluß in Ewald Brandners Gedächtniß. Wohl hatte er die dunkle Vorstellung, daß er sich alsbald leise aus der fröhlichen Tafelrunde hinweggestohlen und durch die klare Sommernacht den Heimweg nach seinem Hotel angetreten habe. Wohl glaubte er sich auf Mondenschein, Meeresrauschen und sehnsüchtig schwärmerisches Gedenken an Gerda von Simbach, auf mühseliges Treppensteigen und unheimlich seltsame Drehbewegungen seiner Lagerstätte zu besinnen. Aber das alles konnte oder vielmehr mußte nur ein Traum gewesen sein. Denn was er aus den Erklärungen des correkten Herrn soeben über sein Verhalten auf dem nächtlichen Heimwege erfahren, hat leider ganz anderen Klang.

Diese Erklärungen nämlich hatten ihn zu seiner grenzenlosen Bestürzung darüber belehrt, daß er einen ihm völlig unbekannten Menschen, einen Regierungsassessor Egon Matterne, in roher Weise angerempelt und ihn an Stelle der gebotenen höflichen Entschuldigung obendrein einen „faden Brillenaffen" genannt hatte. Bei dem gänzlichen Versagen seines Erinnerungsvermögens würde Dr. Brandner ja geneigt gewesen sein, sich für das Opfer einer Verwechselung zu halten, wenn sich nicht erstens das Renconter auf dem von ihm wirklich zurückgelegten Wege abgespielt hätte, und wenn nicht zweitens die Visitenkarte gegen ihn gezeugt hätte, die ihm der correkte Herr mit der höflichen Frage vorgelegt hatte, ob er sie als die seinige anerkenne. Ja, es war ohne allen Zweifel die seinige, und der mit Bleistift darauf gekritzelte Name seines Hotels stammte ebenso unzweifelhaft von seiner eigenen Hand. Beim Anblick dieses schwer zu entziffernden Geschreibsels war es ihm sogar wie in einem blitzartigen Aufleuchten zum Bewußtsein gekommen, daß er an irgend einem Zeitpunkt des gestrigen Abends seine Adresse auf seine Visitenkarte geschrieben und diese irgend Jemanden übergeben habe. Die Nebelhaftigkeit dieses Erinnerns wie die Unsicherheit der Schriftzüge bestätigten ihm, daß dieser Zeitpunkt bereits innerhalb des Wirkungsbereichs der Feuerzangen-Bowle gelegen haben müsse, und so hatte er, alles in allem, keinen triftigen Grund mehr, daran zu zweifeln, daß er den Regierungs-Assessor Egon Matterne angerempelt, ihn einen „faden Brillenaffen" genannt und ihm schließlich zum Zeichen weiterer Raufbereitschaft seine Visitenkarte überreicht habe. Dem correkten Herrn gegenüber, der sich als Kartellträger des Herrn Regierungs-Assessors an diesem Morgen bei ihm eingeführt, hatte er denn auch weder die Richtigkeit der gegnerischen Darstellung bestritten, noch sich auf Gedächtnißschwäche berufen. Sein schlechtes Gewissen hatte ihm das eine und sein Mannesstolz hatte ihm das andere verboten. Lieber wollte er denn doch seine unbeschützte Brust der feindlichen Kugel darbieten, als daß er sich auf sinnlose Trunkenheit, herbeigeführt durch drei oder vier Gläser Feuerzangen-Bowle, ausgereder hätte.

Ein höchst betrübtes Mißgeschick aber blieb die Geschichte jedenfalls, um so betrüblicher, als dem Dr. Brandner das Leben niemals schöner und lebenswerther vorgekommen war, als gerade in diesen letzten Tagen, und als er sich auf die Formalitäten des ritterlichen Zweikampfes im allgemeinen ebenso schlecht verstand, als auf den Umgang mit Waffen im Besonderen. Wenn das Benehmen des correkten Herrn einen Rückschluß auf seinen Auftraggeber gestattete, so mußte Ewald Brandner annehmen, daß dieser Regierungs-Assessor im Punkte der beleidigten Ehre nicht den mindesten Spaß verstand, und so sah er sich denn im Geiste bereits auf der Todtenbahre, in schönster Jugendblüthe mitten durchs Herz oder irgendeinen anderen lebensnothwendigen Körpertheil geschossen.

Natürlich hatte er dem correkten Herrn versprochen, zum Zwecke der weiteren Verhandlungen bis zum Nachmittag einen seiner Freunde zu ihm zu schicken, und er war noch mit der Erwägung beschäftigt, welchen von seinen hiesigen Bekannten er um die Uebernahme dieser mehr ehrenvollen als angenehmen Mission ersuchen solle, als der Hotelkellner den Kopf zur Thür hereinstreckte mit der Meldung, unten im Conversations-Zimmer warte eine Dame, die den Herrn Doktor in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche. Von ahnungsvollem Bangen vor neuen Ueberraschungen erfüllt, leistete Ewald Brandner der Aufforderung Folge; aber unter allen Vermuthungen, die er auf dem kurzen Wege in seinem Geiste gewälzt, hatte keine einzige das Richtige getroffen. Darauf, daß Frau Gerda von Simbach, die vergötterte junge Wittwe, ihn in seinem Hotel aufsuchen würde, hatte er ja auch unmöglich gefaßt sein können, und wie er sie nun in all ihrem berückenden Liebreiz leibhaftig vor sich sah, versagte ihm im Uebermaß freudigen Erstaunens geradezu die Sprache.

Aber die Besucherin wartete auch gar nicht erst auf seine Anrede. Schon der Ausdruck ihres allerliebsten Gesichts verrieth, daß sie sich in lebhafter Erregung befand, und noch deutlicher verriethen es schon ihre ersten Worte.

„Um Gottes willen, Herr Doktor," sagte sie, „was für Geschichten sind es, die Sie da angerichtet haben! Sie haben meinen Bruder ohne alle Veranlassung schwer beleidigt und nun werden Sie ihn mir am Ende gar noch todtschießen. Das darf nie und nimmer geschehen! Ich erwarte von Ihrer Ritterlichkeit und von Ihrer hochsinnigen Denkungsart, daß Sie ein Mittel finden, die Sache auf gütliche Weise beizulegen."

Dr. Brandner hatte wirklich Mühe, sich zu fassen. Denn diese Verwicklung war fürchterlicher, als ein Tragödiendichter sie hätte ausklügeln können.

„Ihren Bruder, gnädige Frau?" stammelte er. „Der Regierungs-Assessor Matterne wäre Ihr Bruder?"

„Natürlich ist er's. Und der einzige, den ich besitze. Ich verbiete Ihnen auf das entschiedenste, sich mit ihm zu schlagen."

„Aber woher, meine verehrteste gnädige Frau, können Sie wissen —?"

„Gasthauszimmer haben Verbindungsthüren und dünne Wände. Ich mache gar keinen Hehl daraus, daß ich heute Morgen die Unterhaltung meines Bruders mit einem Freunde belauscht habe, nachdem mich vorher sein sonderbares Benehmen beunruhigt hatte. Es würde Ihnen nichts helfen zu leugnen, denn ich weiß alles. Und so vollständig kann ich mich unmöglich in Ihnen getäuscht haben, daß ich im Ernst eine Ablehnung meiner Bitte befürchtete."

Sie war dem unglücklichen Doktor niemals schöner und begehrenswerther erschienen, als in diesem Moment. Mit ebensoviel Liebe als Verzweiflung im Herzen erklärte er feierlich:

„Ich schwöre, daß Ihrem Bruder durch mich kein Haar gekrümmt werden soll. Noch weiß ich nicht, für welche Sorte von Waffen man sich entscheiden wird; aber ob es nun Degen oder Säbel oder Pistolen sein mögen, ich werde nirgends andershin stechen, schießen oder hauen, als in die leere Luft."

Mit einem seelenvollen Blick, der dem Doktor wurch Mark und Bein ging, sah sie zu ihm auf; aber sie schüttelte gleichzeitig den Kopf.

„Was Sie mir da versprechen, ist ganz so großmüthig und edel, als ich's von Ihnen erwartet hatte; aber es ist nicht danach angethan, mich zu beruhigen. Denn es handelt sich bei diesem entsetzlichen Zweikampf doch nicht bloß um Egon, sondern — sondern auch um Sie. Glauben Sie, daß ich noch eine einzige ruhige Stunde in meinem Leben haben würde, wenn Ihnen durch meinen Bruder ein Leid geschähe? Nein, nein, dies Duell darf überhaupt nicht stattfinden. Wenn Sie nur ein klein wenig Freundschaft für mich hegen, müssen Sie einen Weg finden, ihn zu verhüten. Ich bitte Sie darum inständig und von ganzem Herzen."

Ihre schönen Augen sprachen noch tausendmal beredter als ihre Lippen. Und Ewald Brandner würde in diesem Moment der glückseligste aller Menschen gewesen sein, wenn er sich nicht gesagt hätte, daß sie ihm auf immer verloren sei, auch wenn er ihrem Wunsche willfahrte. Denn das einzige Mittel, das ihm dazu zur Verfügung stand, die demüthige Abbitte nämlich, mußte ihn ja gesellschaftlich unmöglich machen. Niemals durfte er ihr Ansinnen, die Gattin eines Mannes zu werden, der sich selbst das Brandmal der Feigheit auf die Stirn gedrückt hatte, gutheißen. Doch sein gefaßter Entschluß wurde durch die traurige Reflexion nicht erschüttert, und er ließ Frau Gerda nicht errathen, was er ihm gekostet.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädige Frau," sagte er ernst, „und Sie sollen wahrlich nicht an der Aufrichtigkeit meiner freundschaftlichen Empfindungen zweifeln. Noch in dieser Stunde werde ich Ihren Bruder brieflich um Entschuldigung bitten, und ich nehme an, daß die Angelegenheit damit in Ihrem Sinne erledigt ist."

Mit freudestrahlendem Antlitz streckte sie ihm ihre beiden Hände entgegen. „O, wie dankbar ich Ihnen bin!" rief sie. „Nie — nie werde ich Ihnen vergessen, was sie jetzt für mich thun!"

Er zog die kleinen weichen Hände, eine nach der anderen, an seine Lippen, und er beugte sich auffallend lange über sie herab — einmal aus zärtlichem Herzensbedürfniß, und zweitens, weil er Zeit gewinnen mußte, die Entsagungsthränen zu zerdrücken, die ihm heiß in die Augen gestiegen waren. Dann aber nahm er zu Frau Gerdas offenkundigem Befremden einen ebenso raschen als förmlichen Abschied, weil er angeblich keine Zeit verlieren durfte, den inhaltsschweren Brief zu schreiben.

Am Abend dieses nämlichen Tages, des letzten, den Dr. Brandner nach solchen Vorkommnissen hier im Seebade verbringen wollte, geschah es, daß er bei seinem melancholisch einsamen Strandspaziergange plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte und daß er sich von einer angenehmen jugendlichen Männerstimme angeredet hörte: „Finde ich Sie endlich wieder, Verehrtester? Seit dem gestrigen Nachmittag habe ich vergeblich Umschau nach Ihnen gehalten.

Es war der charmante Gefährte der gestrigen Eisenbahnfahrt, und seine Freude über das Wiedersehen war so aufrichtig und herzlich, als nur immer möglich. Die Sympathien waren offenbar gegenseitige gewesen, und die beiden Männer scheuten sich nicht, sie einander rückhaltlos kundzugeben. Arm in Arm promenirten sie weiter, bis unvermuthet eine helle Stimme hinter ihnen erklang: „Ach, wie reizend das ist! Das nenne ich vernünftige und gründliche Versöhnung!"

Sie schauten sich gegenseitig um und blickten in Frau Gerda's lachende Augen. Der Doktor aber, den eine vorläufig noch beinahe unfaßbare Ahnung durchzitterte brachte stotternd heraus: „Versöhnung? Zwischen uns? Ja, hätte es denn dessen bedurft, gnädige Frau?"

„Nun, gewissermaßen doch wohl, nachdem Sie noch am Morgen die Absicht hatten, sich gegenseitig totzuschießen."

„Todtzuschießen? Wen?" rief nun der andere. „Doch nicht etwa diesen Herrn da, den ich mir aufrichtig zum Freunde, nicht aber zum Gegner wünsche? Was soll denn das heißen, Gerda?"

„Aber mein Gott, das ist doch Herr Dr. Brandner, der Dich in der letzten Nacht beleidigt haben soll!"

Der Regierungsassessor lachte hell auf.

„Träumst Du, Schwesterchen? Der Lümpel von heute Nacht war ein baumlanger Mensch mit einem brandrothen Vollbart, und er hatte mit dem Herrn Doktor hier so wenig Aehnlichkeit, wie ein Kameel mit einem Edelhirsch."

Durch Ewald Brandners Hirn zuckte ein Blitzstrahl der Erleuchtung. „Ein baumlanger Mensch mit einem brandrothen Bart? Das kann nur mein Freund Helbig gewesen sein. Und meine Visitenkarte —? Gerechter Himmel! Jetzt fällt mir's mit einemmal ein, daß ich ihm behufs einer beabsichtigten brieflichen Mittheilung meine hiesige Adresse auf eine Karte geschrieben hatte. Die muß er dann bei dem Renconter versehentlich statt der seinigen überreicht haben."

Das Mißverständniß lag sonnenklar zu Tage, und man fand es zum Todtlachen lustig. Als aber Frau Gerda zu erfahren wünschte, wie es denn möglich sei, daß Dr. Brandner sich wegen einer gar nicht begangenen Missethat habe entschuldigen können, schnitt ihr der verständnißvollere Regierungsassessor alle weiteren Fragen mit der Erklärung ab, in Ehrenangelegenheiten sei Diskretion das erste Erforderniß. Und sie war es auch so zufrieden, da inzwischen Dr. Brandners Hand die ihrige gefunden hatte, und da sie den zugleich zärtlichen und flehenden Druck seiner Finger besser verstand, als die merkwürdige Begründung des Bruders. —

Als Ewald Brandner an diesem Abend voll jauchzender Glückseligkeit in sein Hotel zurückkehrte, fand er auf dem Tische ein Briefkein folgenden Inhalts:

„Lieber Alter! Im Begriffe abzureisen, sage ich Dir auf diesem Wege Lebewohl. Mußte leider noch den ganzen Tag hier vergeuden, weil ich den Kartellträger eines faden Menschen erwartete, mit dem ich in letzter Nacht eine kleine Rempelei hatte. Natürlich ist er nicht gekommen, obwohl ich dem gekränkten Jüngling ganz commentmäßig meine Karte gegeben. Na, wenn er den Brillenaffen auf sich sitzen lassen will, mir kann's recht sein. Auf Wiedersehen bei einer neuen Feuerzangen-Bowle!

Dein Freund Helbig."

Vorsichtig.

Frau Müller: Wie kommt es, liebe Frau Schulze, daß Ihre Dienstmädchen immer so auffallend offenherzig und ehrlich dreinschauen? Ist das Zufall? — Frau Schulze: Keineswegs. Ich suche mir die Mädchen speziell aus. Mein Mädchen muß nämlich für mich einkaufen gehen.

Frau Müller: Aha, und bei ihrem ehrlichen Gesicht denken Sie, wird sie nichts unterschlagen? — Frau Schulze: Das nicht, aber bei ihrem ehrlichen Gesicht gibt ihr jeder Kredit.

Die Frisierpuppe.

Skizze von Henriette Riemann.

Ich kannte die Straße genau. Täglich mußte ich sie durchschreiten, wenn ich in ein fernes, düsteres Viertel der Stadt wollte, in dem ich . . . ja . . . was mich eigentlich hinzog, ich kann es nicht sagen, da ich keine Erinnerung mehr daran habe. Ich weiß nur, daß es tolle, abscheuliche Dinge waren, unentrinnbarer, zwingender Natur; Dinge oder Ereignisse, die mich in die schmutzigsten Höhlen des Lebens stießen. Aber sagen kann ich darüber nichts, denn ich habe alles vergessen. In Erinnerung ist mir nur die lange, weiße Straße, durch die ich täglich gehen mußte. Sie war von einem harten, kalten Weiß und stumm dazu, wie ein Mund, der sich über einem furchtbaren Geheimniß schließt. Nie hatte ich nur den Hauch eines Lebens an ihr bemerkt. Ja, doch! Einmal sah ich ein junges Mädchen mit einem Einkaufskorb unter dem Arme hastig durcheilen, ein anderesmal lief mir ein Hund über den Weg. Das war alles. Nur die Fenster der weißen, vierstöckigen, gleichmäßigen Häuser starrten mich an. Es war stets um die Mittagsstunde, im grellsten Sonnenlichte, wenn ich hinkam. Ich fühlte mich aus dem lebhaften Gewühl der Hauptstraße, ohne genau den Weg zu wissen, hineinverzaubert in diese Gasse, in der kein Laden, kein offenes Fenster auf menschliche Regsamkeit wies. Eines Tages bemerkte ich ganz plötzlich auf der gegenüberliegenden Seite einen Laden. Ich ging hinüber und stand vor dem Schaufenster eines ganz gewöhnlichen Friseurgeschäftes. Einige verstaubte Toilettenartikel und eine Frisirpuppe bildeten das Inventar.

Die Puppe hatte den prophetischen Gesichtsausdruck aller Frisirpuppen und um die Lippen das steife Lächeln . . . . Langsam drehte sie den Kopf mit der flachsblonden Perücke hin und her. Ich sah ihr einige Augenblicke zu und erlag dann einem fast hypnotischen Nachahmungstrieb, indem ich dastand, lächelte und wie sie den Kopf hin- und herbewegte . . . Ganz wie die Wachspuppe, als wäre ich selbst eine solche . . . Und dann war es drollig, daß ich die Ladenthür geöffnet hatte, in den seltsamen Laden hineinging und mich ganz laut und ganz deutlich sagen hörte:

„Bitte, ich möchte mich frisiren lassen."

„Sofort. Wollen Sie einen Moment Platz nehmen," erwiderte ein Fräulein, das am Waschbecken stand und im Begriffe war, ein junges Mädchen mit schwarzem Haar zu champooniren. Ich befand mich in einem kleinen, gewöhnlichen Frisirsalon, der etwas Kellerartiges an sich hatte und nach der Tiefe zu durch einen dunkelrothen Vorhang getheilt war. Es vergingen einige Minuten, als dieser Vorhang von dem Fräulein etwas zurückgeschoben wurde und sie jemandem, der dahinter sein mußte, ein Zeichen gab. Er kam sofort hervor. Es war der Friseur. Ein langer, hagerer Mensch von glattem Aeußern, glatten Bewegungen, mit einem etwas starren Blick und dem Lächeln . . . ja, ganz genau das Lächeln von der Puppe in der Vitrine draußen hatte er.

„Ich möchte mich frisiren lassen," wiederholte ich und war auf seine Stimme neugierig. Und als seine Stimme aus diesem Munde mit dem unerklärlichen Lächeln herauskam, war sie hoch und spitz, daß mir die Ihränen in die Augen sprangen. Die Worte liefen auf ihr mit wahnsinniger Geschwindigkeit, höher und höher kletterten sie, wie kleine, glatte, widrige Mäuse schlüpften sie zwischen seinen Zähnen durch, sprangen einem ins Gesicht und zwangen einem ein Lächeln und fremde, ohnmächtige Antworten auf die Lippen.

„Bitte sehr, bitte — wollen Sie mir folgen, gnädige Frau. Hier, hinter diesen Vorhang, bitte nur — hierher. So, wenn's gefällig ist . . ."

Ich ging mit ihm in einen schmalen, kleinen Raum, in welchen das Licht nur matt über den rothen Vorhang herüberfiel. Ein großer Spiegel an der Wand und ein Stuhl davor waren alles. Der Friseur hatte, bis ich eingetreten war, den Vorhang gehalten, und als ich mich gerade nach ihm umdrehen wollte, stand er mit einem unbeobachteten Satz dicht vor mir und lachte wie ein grauenhafter Kobold.

„Was ist denn . . . was wollen Sie?" fragte ich apathisch.

„O bitte sehr . . . bitte sofort."

Das Kichern war wieder dem starren Lächeln gewichen, er schwenkte den Frisirmantel in den dünnen Händen und schwirrte umher.

„Ja . . . entschuldigen Sie, gnädige Frau, pardon, Verehrteste, aber ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen; c' est indispensable. Eine Methode . . . eine Methode . . . nichts als eine Methode! Sie ist glänzend. Gut. Haltbar. Praktisch. Wenn Sie sich fügen. Wenn man hier ist, muß man's. Die Damen waren immer sehr zufrieden . . . es ist außerordentlich empfehlenswerth . . ."

„Ja, ja! Was ist es denn? Worin besteht es?"

„Wir pflegen die Damen, bevor wir sie frisiren, zu skalpiren," sagte er, stand still, lächelte wie die Puppe draußen und bewegte den Kopf hin und her.

„Ja, sagen Sie, ist denn die Sache nicht sehr schmerzhaft?"

„Nein . . . Sie können ganz ruhig sein. Schmerzhaft? Nein. Gar nicht. Pas du tout. Es ist rasch gethan. Coiffé, mistifrisé . . . nicht ein Jota von Schmerzen. Vielleicht etwas unangenehm . . aber . . . haha . . . Du lieber Gott! Was thun die Damen nicht alles für die Mode."

„Ja, wenn Sie sagen, daß es modern ist und nicht weh thut, so wird es wohl so sein müssen." Ich setzte mich auf den Sessel, der vor dem Spiegel stand. „Bitte, geben Sie mir einen Handspiegel."

Er lachte.

„Nein, das werde ich nicht thun, im Gegentheil — ganz au contraire — ich werde auch diesen großen Spiegel von der Wand entfernen; ja, die Damen pflegen nämlich sonst wahnsinnig zu werden."

Er nahm den Spiegel und ich sah sein Gesicht doppelt herübergrinsen, bis er durch die Tapetenthür, die ich vorher nicht bemerkt hatte, entschlüpfte.

Ich wußte, ohne mich zu sehen, daß ich das Antlitz der Frisirpuppe bekommen hatte, und ein unangenehmes Gefühl ging mir über den Rücken. Dann stand er hinter mir und hielt Meißel und Hammer und ein plattes Elfenbeinstäbchen in der Hand. Er legte es auf meine Stirn und fing meine Schädeldecke behutsam aufzumeißeln an. Starr und lautlos, mit Fingern, die mich kaum berührten. Ich verspürte keine Schmerzen, nur ein bis zum Unerträglichen gesteigertes unangenehmes Gefühl im Kopf, und langsam kam die Kälte in mein Gehirn. Die Luft drang hinein und immer kälter und kälter wurde es. Und dann, mit einem erschreckenden, in seiner Brutalität Ekel erregenden Griff warf er mir meinen Kopf auf die linke Seite hinüber und die Schädeldecke fiel ab.

Ich saß da und mir war, als ob mein Gehirn zu Eis erstarre. Ich schlug den Vorhang zurück und sah das Fräulein wie das schwarzköpfige Mädchen in derselben Stellung, in der ich sie beim Kommen erblickt hatte. Ich bemerkte nun auch, daß in der Schüssel kein Wasser war, trotzdem das Mädchen wie vorhin das Haar über den Kopf geworfen hatte, als würde es gewaschen.

„Sagen Sie, bitte, Fräulein, sehe ich sehr schrecklich aus?" rief ich hinein.

Und sie nickte mir zu und sagte:

„O nein! Nur etwas blutig."

Ich ließ den Vorhang fallen, denn der Friseur kam zurück. Er hatte meine Schädeldecke in der Hand. Sie war schön frisirt und zurechtgemacht.

„Der Leichengeruch ist durch Eau de Jalin gänzlich entfernt," sagte er, indem er sie mir aufsetzte und ringsherum mit dem Stäbchen wieder fest an den Kopf preßte. Die Kälte verschwand, aber der furchtbare Druck eines eisernen Ringes um die Stirne wollte nicht weichen, als ich aufstand und sein seltsames Lachen mir folgte . . . .

In diesem Augenblick wachte ich auf.

Ein wirrer Traum nur hatte mich geängstigt. Ein Traum, hervorgerufen durch die Puppe im Schaufenster des Friseurs . . . .

Aber seit der Stunde konnte ich das Gefühl um die Stirne nicht los werden. Das war bis gestern alles.

Und ich weiß, daß ich eines Tages da hineingehen werde . . .

Uebertroffen.

Im Städtchen Dämlichau sind nahe am Bahnhof zwei Hotels, deren Besitzer Flick und Flock sich in Spitzfindigkeiten zu übertreffen suchen, um die Gäste in ihre Häuser zu locken. — Schafft sich Flick einen uniformirten Portier an, so steht am nächsten Tag vor der Einfahrt des andern Hotels auch ein Portier und hat einen noch größeren Schmerbauch als der andere. (Denn „sowas" imponirt).

So ging das ins Unendliche, bis Flick auf eine glänzende Idee kam. Er erinnerte sich, daß vor Jahren in seinem Hause — noch bevor es ein Hotel war — irgend ein unbedeutender Dichter seine letzten Tage verbracht hatte. Das nutzte er aus. Und eines schönen Tages hängt über dem Eingang seines Hotels eine große Tafel:

In diesem Hause *starb* der berühmte Dichter Schmierinsky!

Und — die Aufschrift wirkte. Die Zahl der Gäste stieg um das Doppelte und der Hotelier sah sich schon am Ziel seiner Wünsche angelangt, denn nun konnte sein Conkurrent nicht mehr mit.

Aber er hatte zu früh gejubelt. Schon am nächsten Tage hing breit und klobig über dem Portal von Flock's Hotel eine mächtige Tafel folgenden Inhalts:

Hier *lebte* der berühmte Dichter Schmerfett!

Und die Kellner und Pikkolos gaben Jedem, der es wissen wollte, mit einem vielsagenden Augenzwinkern zu bedeuten, daß Schmierinsky wahrscheinlich an den Folgen der schlechten Küche nebenan im Hotel gestorben war.

Originelle Entschuldigung.

Ein Lehrer an einer Wiener Volksschule erhielt nachstehendes originelles Entschuldigungsschreiben eines Vaters wegen der Schulverhältnisse seines Sprößlings. Es lautet:

„Geehrtes Herr Lera!

Indem dass ich mich verschuldige was mein Karl die Schull hat nicht besuchn können. Er war mit uns wir habe die Grosmuter hamgfuchn müssen, weil sie sterbn wird wolen müssen, sagt der Doktor und mir das Häusl krign, so konntens mir nicht sterbn lasen. Weil sie jetzt so tot ist kanns der Karl wider gehn können in Schul was sie Herr Lera wern entschuldigen wegn der Grosmuter mit Hochachtung noch ihnen bitten recht streng seins mit Karl

ihr tankschuldiger Vater
(folgt Name und Adresse)."

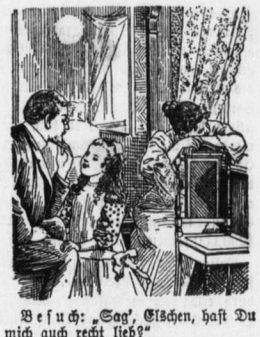
Der Schulmann.

Professor (der sich von seiner Frau scheiden ließ): „Du verläßt also jetzt mein Haus, Adele! So wünsche ich Dir denn alles Gute für die Zukunft und hier . . . hast Du ein Abgangszeugniß!"

— *Aufrichtig.* Alles Fräulein: Nicht wahr, Sie sind nicht böse, daß ich täglich durch Ihren Garten gehe? — Gartenbesitzer: O bewahre, das erspart mir ein paar Vogelscheuchen.

— *Hilfe in der Noth.* Maler: Diese Hundekälte! Und nicht ein Stückchen Kohle in dieser Bude. Nun da werde ich eine „Mittagsfonne in der Wüste Sahara" malen, da wird's mir schon warm werden!

Enfant Terrible.



Besuch: „Sag', Elschen, hast Du mich auch recht lieb?"

„Ja, aber Mutter sagte, Sie wären für Schwester Clara bestimmt."

— *Berechtigte Interessen.* Automobilist: Wie? Diese ganz miserablen Straßen hier soll gestern einer, der auch mit Automobil da war, gelobt haben? — „Ja, der war Besitzer einer Gummireifenfabrik."

— *Sichere Auskunft.* „Sag' nur, Onkel, wieso du mich in meiner neuen Wohnung finden konntest, ich bin doch erst vorgestern hier eingezogen?" — „Ich fragte einfach den Gerichtsvollzieher!"

Der Dorfgewaltige.

Fremder: Ihre Thurmuhr geht ja eine halbe Stunde zu spät!

Küster: Die hab' ich nur etwas zurückgestellt — unser Bürgermeister hat heute Morgen nämlich die Zeit verschlafen!

— *Ein Vorsichtiger.* Braut: Ach, lieber Hans, ich kann ausgezeichnet kochen! — Bräutigam: Ach, Schatz, heirathe doch erst einen anderen Mann — wenn der mit deiner Kochkunst zufrieden ist, heirathe ich dich!